Rhabarber.

Schon vor dem Kriege konnte man die Beobachtung machen, daß, sobald die Äpfel gegen Ausgang des Winters auf dem Markte seltener und teurer wurden, sich sofort für die Bedürfnisse der Küche zur Herstellung eines nicht minder wohlschmeckenden und bekömmlichen Kompotts die ersten Rhabarberstengel zum Ersatz einstellten. Das ist glücklicherweise auch jetzt der Fall. Die gegenwärtig auf den Märkten, in den Feinkostgeschäften und den Gemüsehandlungen feilgebotenen Stengel der Rhabarberpflanze bilden einen willkommenen Zusatz zu unserer Kriegskost; sie sind natürlich teurer als die im Frühjahr vom Freiland geernteten Rhabarberstengel, weil sie in besonders dazu geeigneten frostfreien Räumen künstlich getrieben werden müssen, dafür aber sind sie auch zarter und milder als diese und geben auch mehr aus, da sie gewöhnlich nicht vor der Zubereitung geschält zu werden brauchen. Es ist merkwürdig, daß man bei uns in Deutschland erst verhältnismäßig spät die Vorzüge des aus den Rhabarberstengeln zubereiteten Kompotts zu schätzen gelernt hat. Während in England, Frankreich und Amerika die Verwendung der dicken fleischigen Blattstiele dieser Pflanze schon seit einer Reihe von Jahren in der Küche allgemeine Verbreitung gefunden hatte, konnte man sich bei uns nicht so leicht mit ihnen befreunden. Dies mochte wohl seinen Hauptgrund darin haben, daß man anfänglich die bekannten medizinischen Eigenschaften der Rhabarberwurzel auch auf den Rhabarberstengel übertrug. Heute ist dies Vorurteil längst überwunden. Man weiß, daß die Wurzel und der Stengel dieser Pflanze ganz verschiedene Wirkungen ausüben, und das Rhabarber-Kompott erfreut sich einer stets wachsenden Beliebtheit. Der aromatisch herzhafte Fruchtgeschmack des Rhabarbers erinnert sehr an den der Stachelbeere; man hat ihn daher auch den Vorläufer der Stachelbeere genannt. Der Rhabarberstengel hat aber vor der unreifen Stachelbeere den bedeutenden Vorteil voraus, daß seine Zubereitung nicht im entfernsten die großen Zuckermengen erfordert, die diese bedarf. Jedenfalls hat der Rhabarberstengel auch nach dem Erscheinen der grünen Stachelbeere auf dem Markt seinen Wert, und seine Verwendung empfiehlt sich dann gerade erst recht, weil er erfahrungsgemäß um diese Zeit erheblich billiger zu werden pflegt. Man stellt aus seinem Safte auch einen sehr wohlschmeckenden und bekömmlichen Wein her, den Rhabarberwein, der sich geradezu mit allen anderen Fruchtweinen messen kann und nicht mit dem medizinischen Präparat gleichen Namens, zu dem ein Extrakt der Rhabarberwurzel verwendet wird, verwechselt werden darf . . . Die Heimat der Rhabarberpflanze sind die Gebirgsgegenden von China und Tibet, sie wuchs aber schon im Altertum an den Ufern der Wolga in Südrußland und kam von dort zu den Griechen und Römern. Die Griechen benannten sie mit dem Namen „Rha", den sie der Wolga gegeben hatten, und die Römer versahen diese Bezeichnung mit dem Zusatz „barbarum", d. h. ausländisch, oder sie nannten die Pflanze einfach „Rheum", eine Bezeichnung, die sich jetzt noch in dem botanischen Namen der Pflanze erhalten hat.

Heringskartoffeln.

Frischgekochte Kartoffeln werden abgeschält, in Scheiben geschnitten und heiß gehalten. Dann schneidet man zwei Zwiebeln gleichfalls in Scheiben, schwitzt sie mit fett oder Speck gelb, gibt einen Löffel Mehl dazu, dann gießt man unter beständigem Rühren kochendes Wasser dazu, außerdem eine Prise Salz, etwas gebohnten Pfeffer, ein Lorbeerblatt und ein wenig Essig oder Zitronensäure und läßt es kräftig durchkochen. Dann fügt man kleingeschnittenen, gewässerten Hering dazu, zuletzt die Kartoffeln. Sind diese richtig durchgezogen und kochend heiß, so gießt man etwas Milch, aus Mittlg bereitet, hinzu. Das Gericht muß recht saftig, nicht fest sein.

Der jüngste Frauenberuf.

Ein neuer Frauenberuf hat sich in Kopenhagen entwickelt. Es ist das ein von Frauen geleitetes „Wachtbureau", dessen Personal durchaus aus weiblichen Personen besteht. Was ist ein Wachtbureau? Der ursprüngliche Zweck der Einrichtung ist der, daß Eltern, die über kein oder ebenfalls nicht über ausreichendes Dienstpersonal verfügen, auf eine bloße Mitteilung an das Bureau von dort eine zuverlässige weibliche Person erhalten, deren Aufgabe es ist, die Kinder zu beaufsichtigen, während die Eltern außerhalb des Hauses sind. Bei dieser ursprünglichen Aufgabe ist jedoch die neue Gründung nicht stehen geblieben. Es zeigte sich, wie Emma Gad in „Politiken" mitteilt, daß es nicht allein die Kinder waren, die Bedarf nach den guten Feen des Bureaus hatten, sondern auch die Alten und die Schwachen. Schon jetzt schickt das Bureau täglich über 60 Damen aus, und es sind oft Bedürfnisse der mannigfaltigsten Art, für die sie zu sorgen haben. So übernehmen sie es z. B., Kinder ins Theater zu geleiten, dienen als Gesellschaftsdamen für Hunde, die Familien während ihrer Abwesenheit nicht der Tierärztlichkeit anvertrauen wollen, finden sich an Hochzeitstagen ein, um im Namen des Brautpaares die Geschenke entgegenzunehmen, besorgen die Einkäufe für größere Gesellschaften an Stelle solcher Hausfrauen, die ihre Nervosität nicht beherrschen können. Sie nehmen sich auch in den Gasthöfen der Kinder von Durchreisenden an; während die Eltern die Sehenswürdigkeiten der dänischen Hauptstadt genießen, vertrauen sie ihre Sprößlinge diesen Fürsorgedamen an. Kleine Kinder werden von der Schule abgeholt und alte schwache Pensionäre von ihnen auf ihren Spaziergängen begleitet. Wie aus diesen Angaben erhellt, ist der Wirkungsbereich der neuen Gründung bereits sehr mannigfach.

Als erster weiblicher Notar

an einem schwedischen Gerichtshofe wurde die Juristin Carin Hermann am Götä-Gerichtshof zugelassen.

Frauen an der Börse.

Die Kopenhagener Börse hat seit einiger Zeit eine richtige „Sensation". Jeden Tag, wenn bei der sogenannten Nachbörse sich die Makler hinter der Schranke versammeln, die den ihnen vorbehaltenen Raum abgrenzt, steht man jetzt mitten im Gedränge Damen, die sich persönlich einfinden, um die Papiere zu kaufen, von denen sie sich Gewinn versprechen, oder um sich über den Gang der Kurse auf dem laufenden zu erhalten.

Das Frauenstudium

hat seit Kriegsbeginn bedeutend zugenommen. Die Zahl der insgesamt in Deutschland studierenden Frauen betrug in diesem Winter 4820, 900 mehr als im Vorjahre. Die meisten Studentinnen gehören den philosophischen Fakultäten an.

Im Vaterländischen Frauenverein

ist der 500. Zweigverein während der Kriegszeit gegründet worden.

Ein Reichsverband für Frauenstimmrecht

ist in Weimar durch Verschmelzung der beiden bisher dafür bestehenden Vereine gebildet worden. Als Zweck des Verbandes ist angegeben: a) den deutschen Frauen die gleichen öffentlichen Rechte im Staats- und Gemeindeleben zu verschaffen und zu erhalten, wie sie den Männern zustehen, und insbesondere ihnen das aktive und passive Wahlrecht zu den gesetzgebenden Körperschaften und den Organen der Selbstverwaltung zu erringen; b) die Frauen derselben deutschen Länder, Gemeinden und Berufsklassen, die im Besitz politischer und sonstiger Wahlrechte sind, zu deren Ausübung zu veranlassen; c) durch Vertiefung der politischen Bildung die Frauen zu gemeinsamer Betätigung auf allen Gebieten des politischen und sozialen Wesens anzuregen.

Ein Fastnachtsbrauch der Eifelfrauen.

Uns wird geschrieben: In vielen Eifeldörfern, die vom breiten Verkehrsstrom unberührt geblieben sind, haben sich noch heute alte, recht merkwürdige Gebräuche erhalten, die sich namentlich zu Jahresfesten äußern. In einem kleinen Dörfchen der Schnee-Eifel herrscht in der Fastnachtszeit die Sitte, daß sich alle Frauen des Dorfes am Dienstag vor Aschermittwoch ins Dorfwirtshaus begeben. Dort sitzen sie in der Tanzstube von 4—6 Uhr nachmittags zusammen und halten eine Art Frauenversammlung ab, in der nicht mürrischer Ernst gerieben wird, sondern alle fraulichen Angelegenheiten besprochen werden. Während dieser Zeit ist es den Männern streng verboten, die Tanzstube zu betreten; wagt sich dennoch ein Dreister über die Schwelle, so fallen alle Frauen über ihn her und prügeln ihn durch. Der Geprügelte ist noch lange Zeit dem Spott der Dorfbewohner ausgesetzt. Ist die Frauensitzung vorüber, dann kommen die Männer, und die Paare drehen sich im Tanz.

Die schönste Frau Amerikas

war es, die nach der Ansicht von Künstlern und Kennern kürzlich den großen Frauenstimmrechts-Umzug in Newyork anführte. Frau Leonard Thomas trug das Banner des Frauenwahlrechts voraus und ihre Erscheinung erregte allenthalben Aufsehen. Die Stimmrechtskämpferinnen in den Vereinigten Staaten haben sich durch den Mißerfolg, den ihre Sache bei der letzten Abstimmung erlitt, keineswegs abschrecken lassen, sondern sind eifrig am Werk, um 1917 zu erringen, was ihnen 1915 abgeschlagen wurde.

Ueber die Trunksucht der englischen Frauen

werden bedenkliche Zahlen bekannt. Der Krieg, die Abwesenheit so vieler Männer und die gefährlichen Kriegsunterstützungen haben die Trunksucht stark vermehrt. So hat sich allein in den Distrikten Groß-London, Liverpool und dem Bergrevier Süd-Wales die Zahl der wegen Trunkenheit bestraften Frauen im Jahre 1915 auf 23 000 erhöht. Bei einer Einbezieherung der übrigen englischen Fabrikzentren muß sich eine erschreckende Zahl trunksüchtiger Frauen ergeben, um so mehr als bei den erwähnten 23 000 Fällen nur diejenigen gezählt sind, die zu einer gerichtlichen Bestrafung führten.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 12:
Ast, Turm, Mast, Angst, Rind, Affe;
„Sturmangriff".

An unsere Rätsellöser!

Wieder haben wir so viele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen. Wir verteilen aber außer dem bereits angezeigten Buche noch als weitere Prämie: **„Heim und Herd"** von Otto Frip und Karl Lauer.

Prämie 1: Königs Großes Wörterbuch der deutschen Sprache, eleg. geb.,
entfiel auf Otto Ströber, hier.

Prämie 2: „Heim und Herd",
entfiel auf Elvira Berger, Rotjsch.

Silbenrätsel.

Das Erste ist ein schlimmes Ding,
Macht Wahres falsch, den Wert gering.
Das Andre braucht die Räuberin,
Auch ist es nach des Seemanns Sinn,
Der gern bei steifem Grog ihm lauscht
Und seine derben Späße tauscht.

In dem uns aufgezwungnen Streite
Steht uns das Ganze treu zur Seite
Und seiner Ahnen stolzen Ruhm
Bewährt es durch sein Heldentum.

Prämie: Deutsches Historienbuch von G. Ritter, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Skataufgabe.

(a b c d die 4 Farben; A Ass, Daus; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel. Unter: V M H die 3 Spieler.)

Ein Spiel aus dem Schützengraben! Unsere Feldgrauen sind nicht blos tollkühn beim Sturm auf den Feind, sondern auch beim Skat, der in den Unterständen und Schützengräben geklopft wird, zeigen sie eine solche Verwegenheit, die man daheim in Friedenszeiten nicht geahnt hätte. Ein Beispiel ist das Eichel-Handspiel, das „ohne Zehn" in Vorhand gewonnen wurde. V. erhielt:

a7; b10; c10, D, 8, 7; dA, D, 8, 7.

Deutsch.

Französisch.

Trefs-Sieben, Picque-Zehn, Coeur-Zehn, Coeur-Dame, Coeur-Acht, Coeur-Sieben, Carr-As, Carr-Dame, Carr-Acht, Carr-Sieben.

V. wollte unbedingt spielen. Als M. ein Wendespiel bietet, hält er dies und — um gleich einen Generalsturm zu wagen — sagte er a-Handspiel an. Wie gelingt, gewann er auch, obwohl kein Trumpf lag. Wie war dies möglich?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 10.

Kartenverteilung:

V. bK, D, 9, 8, 7; cA, D, 9, 8, 7.
M. a, b, c, dB, a9, 8, 7; bA, 10; c10.
H. aK, D; cK; dA, 10, K, D, 9, 8, 7.
Skat: aA, 10.

Spiel:

1. V. bD, bA, aK, (— 18). — 2. H. cK, cA, c10 (— 29). 3. V. bK, b10, a9 (— 17). Damit haben die Gegner 60. V. mußte von seinen beiden langen Farben natürlich die ohne As anspielen. Hätte er fehlerhafterweise die Asfarbe angezogen, konnte das Spiel nie umgebracht werden, da die Gegner im günstigsten Falle nur noch einen Stich (b10, dA, aK) erhalten könnten.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Druck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Ernst Eltester, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 13 — **Halle, Sonntag, den 26. März** — **1916**

Nenne nicht das Schicksal grausam,
Nenne seinen Schluß nicht Neid;
Sein Gesetz ist ew'ge Wahrheit,
Seine Güte Götterklarheit,
Seine Macht Notwendigkeit.

Herder.

Eine Märznacht.

Eine estnische Erzählung von Johann Lijiw.
(Nachdruck verboten.)

Wenn der Winter seinem Ende entgegengeht, läßt sich ein dumpfes Stöhnen unter der Eisdecke des Landsees vernehmen, in den der Fluß Embach mündet. Wie es der Sage nach heißt, klopft das finnische „Großväterchen Frost", gejagt vom Nordwind, an die Eisdecke und sucht mit seinen mächtigen Armen die Schneeberge umzuklitzern. Ohne sich nach dem Kalender zu richten, zeigt der See mitunter Risse, in denen sich Himmel und Sterne spiegeln. Und der Fischer zieht mit Bangen hinaus, um seine Netze in die schmale Wasserstraße zwischen dem geborstenen Eis hinabzusenken, und Schauer erfüllt die Seele des Wanderers, der in solch einer Nacht den Weg über den See nehmen muß.

Es war solch eine Märznacht, als einst zwei Männer, am Ufer des Sees in der Nähe der Stadt Gboma stehend, Rat hielten. Sie waren beide aus Logojo. Jak aus dem Dorfe Kirsimjaga und Reyn aus Ristiosa. Vor zwei Wochen waren sie ausgezogen, um jenseits des Sees von Tschubsk Kecker in Augenschein zu nehmen. In jener Zeit konnte man in dieser Gegend noch billig Erde und ganze Gewese pachten. Die Bewohner von Logojo und der benachbarten Ortschaften wußten sonst wenig von den Gebieten, die am anderen Gestade des Sees gelegen sind.

Der Wind hatte sich gedreht, und mit Besorgnis schauten die Weggenossen nach dem entgegengesetzten Ufer, wo ihre Angehörigen lebten. Das Eis war durch die Sonnenstrahlen brüchig geworden, und man konnte gewärtig sein, daß es sich bald in Schollen loslösen würde. Schleunigst beendeten sie ihre Geschäfte, um noch übers Eis die Heimat erreichen zu können. Was wollten sie sonst ohne Geld in der Fremde anfangen!

Zweifelnd stehen sie beide am Ufer und schauen auf die verdächtige Eisdecke. Keiner von ihnen wagt ein Wort zu sagen.

„Komm, Reyn!" murmelt endlich Jak, den Blick zum Himmel erhebend.

Ernst sieht der Freund ihn an. Wohl mochte er denselben Vorschlag machen, aber er fürchtete sich. Jetzt jedoch ermutigten ihn die Worte des Gefährten zu der Bemerkung: „Wir ertrinken, Jak!"

„Wenn das geschieht, so ist es Gottes Wille, Reyn." Und wieder schweift ihr Blick voll Bekümmernis über die Eisfläche.

Der Pfad ist mit Zweigen abgesteckt. Beide sind gute Fußgänger, und gegen Morgen können sie daheim sein.

„Ich gehe, Jak."

„Ich — auch."

„Werden wir ertrinken, Jak, oder nicht?"

„Eins von beiden, Reyn. Meine Frau muß bald entbunden sein, vielleicht stirbt sie, und ich sehe sie nie wieder, wenn ich noch warte."

Jak und Reyn faßten sich kräftig bei der Hand und machten sich auf den Weg.

Von der Seite weht ein scharfer Wind. Dunkle Wolken lagern sich am Himmel. Tapfer schreiten die beiden weiter. Ihr Herz ist voll Mut, ihr Fuß ist fest, und die Strecke hinter ihnen wird ersichtlich größer. So geht alles anscheinend gut, und das trübe Wetter ängstigt sie nicht mehr. Um Mitternacht können sie die Hälfte des Sees zurückgelegt haben.

Als und zu hebpält das Wasser zwar die Eisdecke, doch ist kein Krachen zu spüren. Es fängt plötzlich an zu schneien. Der Sturm jagt die nassen Flocken ins Gesicht und in die Augen. Man kann kaum noch die Zweige sehen, die den Weg bezeichnen. Die Wanderer sind zwar etwas erschreckt, gehen aber rüstig vorwärts.

Der Zeit nach müßten sie sich schon dem ersehnten Ufer wesentlich nähern. Aber der verschärfte Wind hemmt bedeutend den Marsch. Er verfängt sich in die Kleider, reißt die Schöße, als ärgerte er sich, daß die Fußgänger ihm Widerstand leisten.

„Was ist denn das? Rauscht dort nicht etwas in der Ferne?"

Wie angewurzelt bleiben Jak und Reyn stehen, um gespannt zu horchen.

In der Tat fegt der Wind vor ihnen über das Wasser. Der See öffnet sich. Noch sehen die Wanderer zwar nichts mit eigenen Augen, aber sie stellen sich deutlich vor, was dort weiter vorgeht: das Wasser schäumt, die Eisschollen schwimmen und sie werden von den Wogen donnernd zerschmettert. Entsetzlich!

„Wir sind verloren, Jak!", ruft Reyn aus, nimmt seine Mütze ab und betet ein Vaterunser. Dann ruft er wieder:

„Vorwärts, Jak!" Beide eilen weiter. Das Geräusch wird immer lauter. Das Eis zittert unter ihren Füßen und brüllt.

„Vorwärts! Vorwärts! Schneller, schneller!..."

Für einen Augenblick machen die Freunde halt. Die Gürtel werden abgenommen und zusammengebunden, und da die nötige Länge noch nicht vorhanden ist, werden die Fellesien in Streifen geschnitten und auch angefügt. Jeder nimmt ein Ende und umschlingt damit fest die Hand. Das geschieht, um den etwa ins Wasser fallenden Genossen herausziehen zu können.

Das Eis berstet mit ungeahnter Schnelligkeit. Die Freunde nehmen Abschied voneinander und geben sich gegenseitig das Versprechen, daß derjenige, den Gott errettet, für Weib und Kind des anderen sorgen werde.

„Vorwärts! Vorwärts!" Es wird immer lauter in der Luft. Der Wind verwandelt sich in einen Orkan, und der Schnee stürzt wie aus dem Sacke heraus . . . „Gott, Gott!"

„Ich stifte eine Lampe für die Kirche, wenn Gott mir hilft!" gelobt Reyn.

Jak erwiderte nichts, aber in seinem Herzen nimmt er sich vor: niemals die Frau zu schlagen, niemals den Flachs zu besuchten, um den Käufer zu betrügen, niemals sein Pferd nachts auf der nachbarlichen Wiese mehr grasen zu lassen, niemals in der Kirche während der Predigt einzuschlafen, niemals Mohn in die Getreidelieferung einzumengen und niemals dergleichen mehr zu tun.

Jeder noch so eifrige Pastor wäre in diesem Augenblick mit den beiden Landleuten höchst zufrieden gewesen, wenn er in ihre Seelen hätte hineinschauen können.

„O Gott, o Herr Jesus, noch eine Stunde und wir sind vielleicht erlöst!"

„Rascher, rascher! Das Festland kann nicht mehr fern sein!" Das Wasser trieft von den Stiefeln und steigt immer mehr . . .

„Ach, dort sind schon die Glockentürme der Kirchen von Logojo! . . ." Aber das Wasser dringt immer mehr aus dem Eise hervor. Die Eisdecke wackelt und kracht. Die Spalten zeichnen sich mit zunehmender Deutlichkeit ab.

„Noch ein halbe Stunde vielleicht . . . eine Werst etwa . . . ."

Das Eis biegt sich unter den Füßen. Man fühlt, daß es weich ist, wenn es auch den Wanderer noch trägt. Ein Ansturm der Wellen — und alles stürzt zusammen. Auf den Lippen der beiden Männer scheint nur das eine Wort zu schweben: „Gott".

Sie springen von einer Scholle auf die andere, fallen übereinander und helfen sich wieder heraus. Tod und Leben kämpfen zwischen ihnen.

„Erde, Jak, meine Füße spüren schon den Boden!" schreit plötzlich Reyn, im Wasser knieend und von Eisschollen umspült.

„Die Kirchenlampe mag Kirchenlampe bleiben", denkt Reyn, „vorläufig wird dies genug sein," und er opfert fürs erste statt der Lampe nur einen kleinen Leuchter.

Und als Jak eine Woche später sich anschickt, dem Kaufmann Flachs abzuliefern, belvigt er mit dem nassen Strauchbesen kräftig jedes Bündel und murmelt: „Die Steuern sind drückend und für den Kaufmann bedeuten ein, zwei Rubel Schaden fast gar nichts! . . ."

(Deutsch von Marie Besmertny.)

Gedenktage der Woche.

26. März	1827 † Beethoven in Wien (* 1770).	
	1871 Errichtung der Commune in Paris.	
	1881 Rumänien wird Königreich.	
	1913 Eroberung Adrianopels durch die Bulgaren.	
27. März	1845 * Wilhelm Röntgen in Lennep.	
	1671 * Der Dichter Heinrich Mann in Lübeck.	
28. März	1592 * Der Pädagog Comenius in Ungarisch-Brod († 1670).	
29. März	1735 * Der Märchendichter Johann Musäus in Jena († 1787).	
	1826 † Der Dichter Joh. Heinrich Voß in Heidelberg (* 1751).	
	1840 * Der Afrikaforscher Emin (eigentlich Eduard Schnitzer) in Oppeln († 1892)	
30. März	1282 Sizilianische Vesper: Vernichtung der Franzosen auf Sizilien.	
	1659 † Der Rechenmeister Adam Riese in Annaberg († 1492).	
	1856 Der Friede von Paris beendet den Krimkrieg.	
	1914 † Der Maler Hubert v. Herkomer in England (* 1849).	
31. März	1727 † Der Physiker Newton in London (* 1643).	
	1885 † Franz Abt in Wiesbaden (* 1819).	
1. April	1732 * Josef Haydn († 1809).	
	1815 * Otto v. Bismarck in Schönhausen († 1898).	
	1915 Heftige Kämpfe im Priesterwald.	

Die erste Liebe.

Eine heitere Geschichte von Georg Ruseler.
(Nachdruck verboten.)

Zwei Jahre bin ich Europa fern gewesen, und diese alte, uralte, überalte Welt glaubte ich ganz vergessen zu haben und war überzeugt, daß sie mich noch mehr vergessen hätte. Aber kaum habe ich den Zug verlassen und schon mich ein wenig um auf dem Bahnsteige meiner Heimstadt, da stürzt mir irgendwer in die Arme und ruft: „Korlchen Wienecke, wo kommst du her?", und als ich ihn näher ins Auge fasse, da ist es Franz Haase, ehedem Studiosus beider Rechte.

Ja, wo kommt ich her? Ich sehr ihm auseinander, daß ich in den letzten Jahren anderthalbmal um die Welt gekommen bin. — Was, bu mit deinen Schulden? — Gerade ich mit meinen Schulden. Ein halbwegs tüchtiger Doktor der Medizin kommt heutzutage so oft um die Welt, wie er will; denn einen Schiffsarzt braucht man allenthalben. Ein solcher Posten hat zumeilen noch den Vorzug, daß Schulden verjähren; denn ein Gerichtsvollzieher kann doch unmöglich hinter modernen Schnelldampfern herlaufen.

Herzbruder Franz war froh, mich einmal wiederzusehen. Geschrieben hatte ich ihm niemals, er noch weniger, und so waren es denn Neuigkeiten, als ich erfuhr, daß er Mitarbeiter eines berühmten Rechtsanwalts geworden sei und alljährlich eine bedeutende Summe daraus gewinne, die Kuh der Gerechtigkeit zu melken. Ich seufzte hörbar. Und überdies wäre er seit ein paar Monaten mit einem reizenden Mädchen verheiratet. Ich seufzte lauter. Lächelnd blickte er mir ins Auge, und weil ein gerissener Rechtsbeflissener in seiner Weise ebensogut Diagnosen stellen kann als ein Arzt, hatte er gleich weg, was für einen Hungerleider er vor sich habe, und so lud er mich denn zu Mittag ein. Das war mir ganz recht; denn obgleich ich in meiner Heimat war, wußte ich doch nicht recht, wo ich mein Haupt hinlegen sollte. Er winkte also ein Auto heran, und nun sausten wir vom Bahnhof nach einer der reizenden Vorstädte, die sich sanft eingebetten in das Grün ihrer Gärten.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191603268/fragment/page=0001

„Sag mal", fragte er mich unterwegs, „kennst du meine Frau vielleicht? Du bist doch ein Hiesiger. Kanntest du Tilla Müller?"

„Müller, Müller? Wer kann alle Fräulein Müller behalten, die man mal gekannt hat! Aber Tilla Müller? Ne, eine Tilla Müller habe ich nie gekannt."

„Dachte ich mir wohl. Sie hat überhaupt wenig Herren kennen gelernt, bevor ich in ihren Bannkreis trat. Ich bin ihre erste Liebe."

„Erste Liebe? Beneidenswert!" Darin muß ein ganz eigenartiger Zauber stecken."

Und nun gingen wir die Treppe zu seiner Villa empor. Villa, so etwas bekomme ich nie im Leben, dazu müßt ich eine Praxis haben; aber wo ist der erste, der sich einem Doktor anvertraut, der underthalbmal um die Erde gebummelt ist? Wirklich beneidenswert, dieser Franz Haase! Und damals, als es galt, ins Kolleg zu gehen, war er noch fauler als ich.

Wie wohlig ihm nun zumute ist, wie er sich dehnt in seinem Glück! Wie eigenartig es klingt, nun er, nachdem er die Vorplatztür mit dem Drücker geöffnet hat, nach oben hinaufruft: „Tilla, liebste Tilla!"

„Ja, wart' nur ein wenig!"

„Tilla, ein Gast!"

„Ein Gast!" Einen Augenblick! Kenn' ich ihn?"

„Nein, ganz unbekannt."

„Dann komm' ich sofort."

Und da tollt eine weiße Gestalt die Treppe herunter; aber auf dem Absatz in der Mitte, da bleibt sie stehen, die schlanke, reizende Frau im braunen Haar, schreit auf, blickt mich an, mit starren Augen blickt sie mich an und scheint zu Erde geschroden zu sein. Mich aber, mich durchzuckt es wie der Blitz: Diese Tilla kenne ich allerdings! Bathilde Müller! Bathilde und Franz, so nannten wir uns damals, als wir im Park auf verschwiegenen Wegen spazieren gingen und uns küßten. Hat die sich aber herausgemacht!

„Was ist dir, Tilla?" fragte der Mann besorgt, „kennst du den Herrn Doktor?"

Da stammelte sie: „Herr Doktor? Das ist ja ein Nubianer!" und dann legt sie wie bittend den Zeigefinger auf die Lippen.

Ich verstehe, mach' eine sehr höfliche Verbeugung und sage: „Ein bißchen Tropensonne. Verzeihen Sie dem Indianer. Ich freue mich außerordentlich, die Gemahlin eines meiner liebsten Couleurbrüder kennen zu lernen. Er hat mir herwärts viel von seinem Glück erzählt."

Da weiß sie also, daß sie sicher ist. Wir gehen ins Besuchszimmer, und sie entfaltet in der Plauderei alle ihre bezaubernden Eigenschaften. O weh, mein Herz, o ihr alten tollen Erinnerungen! Mein Neid steigt und steigt. Ich muß bald dies alte Europa wieder verlassen; die Sonne, die hier scheint, ist heißer als die Tropensonne. Es dauert nicht lange, da gehen wir zu Tisch, und als der Herr Gemahl ein paar Schritt zurückbleibt, flüstert sie mir zu: „Nichts verraten! Wir dürfen uns nie gekannt haben!" und ich entgegne: „Unbesorgt, niemals! Auch reise ich schon morgen wieder ab."

Da ist sie denn vollständig ruhig geworden, und beim Essen — ein vortreffliches Essen, mal etwas anderes, als diese ewige Schiffskost erster Klasse — beim Essen ist sie in einer Laune, entzückend. Bewundernd sieht mein Freund Haase zu seiner Frau hinüber, aber meine Eifersucht erteilt den höchsten Preis. Trotzdem bleibe ich immer vernünftig. Ich schelte mich nur selber: „Du Tor, diese Frau hättest du haben können, wenn du in Europa geblieben wärst!" Ich bleibe vernünftig, aber so ein Weib, das seiner sicher ist, muß durchaus mit dem Feuer spielen, natürlich eins der prickelnsten Gefühle, mit belagtem Feuer spielen zu dürfen! Alte Jugenderinnerungen flicht sie in die Rede ein, macht Anspielungen, daß ich wie auf Nadeln sitze, und sich mich dabei hab-unschuldig aus den lieben Augen an. Das Essen zieht sich in die Länge; immer weder reigt sie mich zum Trinken — allerdings vortrefflicher Wein! — und ich muß natürlich erzählen. Ich erzähle von meinen Fahrten zur See — „Unglaublich!" sagt sie ein Mal über das andere und lacht —, von meinen Jugendausflügen — „Wundbarlich!" sagt sie und lacht noch toller. „O, bitte!" werfe ich gekränkt dazwischen, „warum wollen Sie mir nicht glauben, da ich doch jedem Ihrer Worte glaube?"

„Das dürfen Sie auch, und das tut auch mein Mann", sagt der Macker und spielt weiter mit ob-bezeichelten Feuer. „Wenn ich ihm sage, er sei meine erste Liebe gewesen, so glaubt er das, und auch Sie werden das nicht bezweifeln."

„Niemals, aber ich bitte mir auch von Ihnen Glauben aus, wenn ich sage —"

„Ich Sie noch niemals ein Mädchen geküßt habe?"

„Meinetwegen, daß ich noch nie ein Mädchen geküßt habe."

Da vergißt sie sich, schlägt die Hände zusammen und sagt in innigsten Ton „Nein, mein lieber Herr Doktor Wienede, das glaube ich Ihnen ganz sicher nicht."

Als sie das herausgeschlagen hat, begibt sich etwas Unerwartetes. Der Hausherr verfärbt sich, legt seine Serviette weg, erhebt sich und schaut mit dem durchdringenden Blick eines Rechtsanwalts erst seine Frau an und dann mich, und darauf sagt er: „Liebe Tilla, wißt du mir nicht das Rätsel lösen? Ich weiß jetzt bestimmt, daß ich vorhin vergaß, dir den Namen meines Freundes zu nennen, und nun nennst du ihn selbst."

Wieder Frühling!

Von Fritz Alfred Zimmer.

Aus jedem Busch lacht mich der Frühling an.
Das hat mir heut' so wohlgetan,
Daß schon der Schnee zerschmolzen auf den Straßen
Und in dem Dorn die Finken wieder sassen.

Und schimmernd liegt auf jedem Haus und Stein
Ein Glückchen warmer Märzensonnenschein,
Der alle Sinne mir umschmeichelt, mich umholdet,
Und still die alte Heimat neu vergoldet.

Die Heimat! — Dank dir, starker Meeresohrt,
Der sie beschirmt, in West, Ost, Süd und Nord!
Ich, könnteß du, wenn Frühlingswetterwunder blauen,
In frischer Jungnatur dein Deutschland schauen!

Aus jedem Kriegesgrab und Heldenbaum
Blüht märchensam ein bunter Frühlingstraum,
Dein Nachtigallen schon von Tagen singen,
Die unserm Volk den Lenz des Friedens bringen.

(Aus dem „Türmer".)

„O Gott!" ruft da die junge Frau, sieht aus wie ein Geist und ist zu Tode erschrocken. Ich mag mich auch ein wenig verfärbt haben. Der Rechtsmensch ist aber ganz in seinem Fahrwasser, tut, als wäre er Untersuchungsrichter oder Staatsanwalt, und sagt mit unerbittlicher Miene, ganz ohne Humor sagt er das: „Gesteht!"

Aufspringt da das Frauchen, wirft den Stuhl rücklings um, und hinaus ist sie aus der Tür. Mein Freund Haase legt seine Stirn aber noch in tiefere Falten, und er herrscht mich an: „Heraus mit der Sprache! Ich will alles wissen!"

„Alter Freund", sag ich da, „in dem Ton da erfährst du nichts von mir. Geh übrigens deiner Frau nach, damit sie keine Dummheiten macht, und dann wollen wir einmal vernünftig miteinander reden."

„Erst will ich Auskunft haben über das, was ihr miteinander gehabt habt. Du wirst mir alles sagen."

„Kein Wort werd' ich dir sagen."

„Dann werd' ich dich dazu zwingen mit der Pistole in der Hand."

Das hat er natürlich nicht leise gesagt, das mit der Pistole, und kaum ist das heraus, da stürzt Frau Tilla wieder zur Tür herein, gelaufen hat sie also da draußen — stürzt herein, wirft sich vor ihrem Manne nieder, umklammert seine Hand und wimmert: „Um Gottes willen, Franz, nicht schießen! Er ist unschuldig. Ich hab' dich belogen."

Da steht der Herr Gemahl in unnahbarer Größe, hoch und kalt wie der Montblanc steht er da und sagt: „Tilla, jede innige Gemeinschaft zwischen Mann und Frau muß auf Wahrheit gegründet sein, und du konntest mich belügen!"

„Ja", flüstert sie ganz gebrochen, „als du mir gestehst, daß ich deine erste Liebe sei, da wollt' ich nicht hinter dir zurückstehen und versicherte, ganz so wär's auch bei mir."

Als ich das höre, was der Herr Gemahl ihr gesagt hat, bin ich aber auf der Höhe. Laut auflachen muß ich, und dann tret' ich an den alten Couleurbruder hinan, nehme ihn ganz sachte beim Ohrzipfel und wiederhole gemütlich seine eigenen Worte:

„Jede Ehe muß auf Wahrheit gegründet sein. Jawohl, liebes Franzel, dann beichte mal sofort deiner Frau. Darf ich dir helfen? Ich glaube, wir werden einander nichts vorzuwerfen haben. Ich mache den Vorschlag, wir setzen uns gemütlich zu Tische, und dann wollen wir von alten Zeiten plaudern."

Na, das haben wir denn auch getan, und ich bin überzeugt, daß nun am Ehehimmel meines Freundes alle Wolken zerstreut sind. Jetzt ist Wahrheit zwischen ihm und ihr. Sonst so im allgemeinen: ein bischen Schwindler sind wir alle.

Im türkischen Kaffeehaus.

Von Dr. B. Schwarz.

(Nachdruck verboten.)

Die Sachsen sind zwar als die größten Liebhaber des braunen Getränkes verschrien, indes man tut ihnen Unrecht damit. Der Türke trinkt entschieden noch mehr von jener Allerweltslabung als sie, allerdings ist auch die Qualität seines Trankes der sächsischen weit überlegen. Die wenn auch nicht zu große, aber über einen bedeutenden Teil des Jahres hin anhaltende Hitze verlangt freilich hier mehrmals des Tages eine Anfeuchtung der Kehle, und da der Wein vom Koran verboten, das Bier immerhin ziemlich teuer, auch vielen Türken widerwärtig ist, so bevorzugt der Türke den Trank der braunen Bohne, was auch seiner trübmerischen Neigung mehr zusagt als anfreizende Spirituosen.

So kommt es, daß mancher Eingeborene ein halbes, wenn nicht ein volles Dutzend mal das Kaffeehaus aufsucht, auch wohl den halben, wenn nicht ganzen Tag darinnen zubringt, falls ihm seine Mittel dies erlauben. Und dazu gehören nicht viel, da der echte Türke einmal ziemlich bedürfnislos ist, anderseits aber auch das leidenschaftlich geliebte Getränk einen überaus geringen Preis hat.

Dieser Umstand wird zum Teil mit herbeigeführt durch die bedeutende Konkurrenz der Cafés. Denn fast auf allen Straßen pflegt das fünfte oder sechste Haus ein Café zu sein. Diese türkischen Cafés haben indes nur in den seltensten Fällen ein vornehmes Gepräge; meistenteils sind es kleine, enge Gemächer, nicht selten in Baracken, mit einfachem weißen Bewurf, dessen ursprüngliche Farbe indes meist der Rauch geschwärzt hat. Denn das Getränk wird in der Regel auf einem offenen Herd in einer Ecke des Gastzimmers selbst bereitet. Da die sichtliche Einrichtung aber entschädigt die Vorzüglichkeit des Dargebotenen.

Eine Firma winkt zwar nicht, aber die Trinker drinnen, die man durch die Fensteröffnungen erblickt, zeigen uns schon, wo wir einzutreten haben. Sie bleiben unverändert auf den rings um die Wand laufenden, niedrigen Holzbänken mit untergeschlagenen Beinen hocken. Nur der diensteifrige Wirt eilt auf das einzige Wort „Kaffee", das wir hören lassen, sofort an seinen Herd, um uns den gewünschten Trank zu bringen. Es wird nämlich, das ist der erste Vorzug des türkischen Kaffees — jede Tasse besonders gekocht.

Da die Zubereitungsweise wesentlich von der bei uns üblichen abweicht, auch wenig bekannt ist, so möchte ich mir einige Worte zur Kenntzeichnung erlauben. Die nur schwach gerösteten Kaffeebohnen werden mit großer, eiserner Keule vorerst aufs vorgültigste pulverisiert, sodann wird das Pulver mit klarem Zucker reichlich vermischt und zur Bereitung einer Portion ein kleiner blecherner oder messinger Becher zur Hälfte damit und zur Hälfte mit kochendem Wasser gefüllt, welches stets auf dem offenen Herd bereit steht.

An langem Stil wird dann das Näpfchen in die Kohlen geschoben und das Ganze nochmals schnell aufkochen gelassen und endlich samt dem „Satz" rasch in eine kleine Tasse von der Form und der Größe eines Eierbechers mit porzellanenem oder messingnem Fuße geschüttet und serviert. Der so zubereitete Kaffee hat eine trübe Farbe, gibt wenig Geruch, aber ist von vortrefflichem Geschmack und belebender Wirkung. Das Kaffeepulver, das sich fest an den Boden angesetzt hat, läßt man entweder stehen oder man verzehrt es mit Hilfe der Finger, nachdem man das Flüssige abgetrunken. Dieser Gebrauch ist besonders bei den Türken beliebt.

Der einzige Genuß, den ein türkisches Café sonst noch bietet, ist die „Nargileh", die Wasserpfeife, deren Einrichtung um so bekannter sein dürfte, als diese Art Pfeife kein türkisches, sondern ein böhmisches Produkt ist. Auf einer meist schön geschliffenen Karaffe von der Größe einer Wasserflasche ist ein Pfeifenkopf befestigt, von welchem aus der Rauch des Tabaks durch das Wasser in der Flasche und von dort noch Verlust seiner Wärme und seiner Unreinigkeit durch ein langes Federrohr, das zumeist etwas verziert ist, in den Mund geführt wird. Jedes türkische Café hat eine größere Anzahl dieser Pfeifen, von denen das Stück etwa 3 bis 4 Taler kostet.

Da das Mundstück der Pfeife von Messing ist und daher nach jedesmaligem Gebrauche eine sorgfältige Reinigung erfordert, so kann man, wie Risa in Stambul, in der Tat auch der verwöhnteste Europäer tun, unbedenklich sich hiesen ebenso originellen wie wirklich vortrefflichen Genuß in jedem Kaffeehause gewähren. Weniger bekannt dürfte dabei sein, daß man aus diesen Pfeifen nicht türkischen, sondern nur armenischen Tabak raucht, der zuvor ausgesucht und besonders präpariert wird.

Diese Wasserpfeife entspricht vollkommen der träumerischen, beschaulichen Art des Morgenländers.

Man raucht nämlich nicht in einzelnen, kurzen Zügen, sondern um den komplizierten Apparat in Brand zu erhalten — in langen, unabgesetzten Zügen, und auf diese Weise entstehen große und kleine Blasen in dem Wasser, denen der Raucher zusinnen und dabei in tiefes Sinnen sich zu versieren pflegt. Eine solche rauchende Gesellschaft macht um so mehr einen eigentümlichen Eindruck, als man keinen anderen Laut als das eigentümliche Kollern und Klappern der aufsteigenden Blasen in der Wasserflasche vernimmt. Es kann sich wohl kaum ein sprechenderes Bild des Orients in seiner Eigenartigkeit bieten als dies.

Jetzt aber den Rest der winzigen Kaffeeschale ausgeschlürft, die Pfeife weggelegt und nun wieder zurück aus dem stillen Dorfe in das geräuschvolle Konstantinopel! Zuvor freilich müssen wir das Geschäft des Bezahlens abmachen, das hier aber weniger unangenehm ist als in einem kostspieligen Wiener Kaffeehause! Auf unsere Frage antwortet nämlich der Wirt mit dem üblichen: Gib, was Du willst."

Den Rückweg wählen wir nun zwar abermals zu Wasser, aber nicht mit dem Dampfschiff, sondern der Abwechslung halber mit einem der originellen türkischen Boote, um auch diese kennen zu lernen. Wie nämlich Venedig seine Gondeln, Hamburg seine Jollen, der Jadesinn seine Kana, so hat Stambul sein Kroi. Der Ton liegt auf dem i, das von dem a getrennt auszusprechen ist.

Dies ist ein ziemlich langes, aber schmales Boot, aus ganz dünnen Brettern gezimmert und sehr zierlich und elegant gearbeitet, auch vielfach verziert. Von der überaus geschickten Hand der konstantinopolitanischen Gondeliers, die meist Griechen sind, geleitet, fliegt ein solches Boot pfeilschnell über die hellen, tiefen Gewässer dahin.

Nun einen Nachteil hat es, es schlägt nämlich außerordentlich leicht um. Man hat daher im Innern gar keine Bank angebracht, der Fahrgast ist vielmehr genötigt, sich auf den Boden des Kahnes niederzusetzen und mit an den Körper gelegten Armen sich möglichst ruhig und im Gleichgewicht zu halten. Als Lehne dient ein kleines, aufrechtstehendes, meist buntbeschlagenes Querbretchen. Hat man sich einmal an dies merkwürdige Transportmittel gewöhnt, so fühlt man sich übrigens recht behaglich darin. Wie im Fluge sausen Häuser und Landschaften, große und kleine Schiffe vorüber.

Besonders interessant ist das wahrhaft bewunderungswürdige Ausweichegeschick, das den Bootsleuten eigen ist. Denn durch dicht gedrängtes Gewimmel von Hunderten von ebensolchen Nußschalen gilt es oft, sich durchzuarbeiten und an entgegenkommenden noch kurz vor dem Zusammenstoß mit blitzschneller Wendung seitwärts vorüberzufliegen. So bietet die Fahrt des Interessanten genug, bis wir endlich an der Brücke anlegen.

Seidengewinnung in Deutschland in früherer Zeit.

Von Dr. Johannes Kleinpaul.

Wie kürzlich gemeldet wurde, haben die im vorigen Sommer eingeleiteten Bestrebungen, die Seidengewinnung, die im 17. und 18. Jahrhundert in Deutschland schon einmal in hoher Blüte stand, in großem Maßstabe wieder aufzunehmen, um in erster Linie den zu schwerer Arbeit untauglichen Kriegsverwundeten einen leichteren Erwerb und Lebensunterhalt zu verschaffen, jetzt zu einem Erfolg geführt. Unter der Seidengewinnung versteht man die Großkultur und einschlägiger Industrieller ist soeben die Gründung einer Deutschen Seidenbaugesellschaft erfolgt, die durch Seidenraupenaufzucht mit Schwarzwurzelblättern statt des südländischen Maulbeerbaumes die jährliche Einfuhr von 169 Millionen Mark Rohseide überflüssig machen und 40 000 Züchtern einen ausökonomischen Verdienst verschaffen soll. Die Errichtung eines Arbeitsamtes, daß das Pasteurisieren der Eier und das Abhaspeln der Kokons im Großbetrieb in die Wege leiten soll, ist bereits seit längerer Zeit im Gange.

Bei diesen Bestrebungen ist bemerkenswert, daß sie, soweit bis jetzt bekannt, im wesentlichen von denselben Stellen ausgehen, die schon früher die Mittelpunkte der Seidenraupenzucht und der Seidengewinnung von Kokons auf deutschem Boden waren. Die allerersten Maulbeerbäume wurden bereits um das Jahr 1600 in Sachsen, in der Nähe von Dresden, angepflanzt, und zwar bevorzugte man dabei den weißen Maulbeerbaum. Durch den 30jährigen Krieg wurden diese Bestrebungen unterbrochen, und nun wurden wohl zuerst in Bayern — im Jahre 1670 — die ersten Seidenbaugesellschaften gegründet; hier wurden im Laufe der Zeit, vornehmlich zur Förderung der Seidengewinnung in der Pfalz, nicht weniger als 35 000 Taler angewendet. Auch in Preußen kam der neue Erwerbszweig bereits unter dem Großen Kurfürsten und König Friedrich Wilhelm I. in Aufnahme, besonders aber war dann Friedrich der Große sein eifriger Förderer. Unter ihm breiteten sich die Maulbeer-Anpflanzungen über die ganze Mark Brandenburg und über Pommern aus; bis weit nach Oberschlesien hinein sah man damals Maulbeer-Alleen. Zu jener Zeit war die Ausbreitung dieser Bestrebungen in erster Linie den aus Frankreich geflüchteten Hugenotten zu verdanken. Es war damals ein wahrer Siegeszug durch ganz Mittel-Europa, bis nach Rußland und Schweden. Man züchtete übrigens damals nicht nur den eigentlichen Maulbeerspinner (Bombyx mori), sondern auch Bombyx Panamai, die von Eichenblättern lebt.

Auch nach Hannover griffen diese Bestrebungen schon in den Jahren 1680 und früher über; besonders in Celle, wo sich Georg Wilhelm ihrer Förderung sehr angelegen sein ließ, auf dem damals freiherrlich von Brabeschen Gütern bei Hildesheim, deren Besitzer auch sonst eine starke Neigung zu allerlei landwirtschaftlichen Neuerungen und Versuchen an den Tag legte, und dann vor allem in der Sommerresidenz der späteren Könige von Hannover, zu Herrenhausen bei Hannover. Hier befand sich im Jahre 1784 eine so ausgedehnte Maulbeerbaumpflanzung, daß man darin gegen 4000 größere Bäume und über 38 000 Schößlinge zählte. Dazu kamen andere große Anpflanzungen in der Hard, namentlich bei Nienburg, Verden, Hoya.

In dieser Zeit wurde die Seidenraupenzucht auch in Sachsen wieder in großem Umfange angenommen und von 1745 bis 55 36 000 Bäume gepflanzt und davon beispielsweise im Jahre 1755 150 Pfund Seide gewonnen. Bis zum Jahre 1784 hatte sich die Zahl der Bäume verdoppelt. 1746 legte auch der Leipziger Rat eine Maulbeerbaumpflanzung zuerst auf den Wällen vor dem Hallschen Tore an, die sich dann um die ganze Stadt herumzog; auf alten Leipziger Stichen sieht man noch diese gleichmäßig gewachsenen, buschigen Bäume. Die Seidenraupenzucht erfolgte vielfach auch im Kleinbetrieb, indem man den Bauern die Bäume dazu pachtweise überließ, und beschäftigte sie ungefähr von Mitte Mai bis Ende Juni. Die Kokons gaben sie dann meist an Haspelanstalten ab, die die Seidengewinnung besser als die Einzelnen besorgten. Denn mit dem Aufblühen dieses neuen Gewerbes entwickelte sich auch rasch eine sehr bedeutende Industrie; vor allem in Sachsen. So waren im Jahre 1770 in Sebnitz, in der sächsischen Schweiz, an 1000 Stühle mit der Herstellung buntstreifiger, halbseidener Zwillige und von Halbatlas, und in Chemnitz 100 Strumpfwirker beschäftigt; in Limbach verarbeitete ein Strumpfwirkerei allein jährlich für 30 000 Taler Seide. Die Erzgebirgsstädte Buchholz, Scheibenberg, Schneeberg und Schönheide fertigten besonders Seidenband und Spitzen; Schönheide auch gekloppelte Seidenspitzen, Crimmitschau und in Leipzig gab es große Seidenfärbereien.

Es ist auffällig, daß dann diese so rasch entwickelnden, in ihrer Blütezeit sich auch glänzend bewährenden Kulturen fast ebenso schnell wieder zurückgingen und geradezu wieder von der Bildfläche verschwanden. Denn nur noch selten, in den genannten Gegenden, sieht man heute noch einen Maulbeerbaum. Am häufigsten vielleicht noch in Elbtale, in der Umgebung von Dresden, wo sich namentlich in Hosterwitz eine berühmte Maulbeerpflanzung, verbunden mit einer „Seidenbaumanstalt" befand. Hier wurden allsährlich seitens der Regierung besondere Kurse in der Seidenraupenzucht und in allen Zweigen der Seidengewinnung abgehalten, — zuerst, um diese Bestrebungen sehr zu verallgemeinern und vollständig zu machen, wie nur möglich; später, um dem fast plötzlich einsetzenden Rückgange entgegenzuwirken. Auch diese Tausende von Druckschriften wurden zu diesem Zwecke über das Land verteilt, allein es war nicht möglich, den Verfall aufzuhalten. Ebenso erwies es sich als vergeblich, daß man im Jahre 1787, als das Lehrerseminar in Dresden-Friedrichstadt gegründet wurde, den Unterricht über diesen Gegenstand mit in den Lehrplan aufnahm.

Verschiedene Anläße wirkten dabei mit. Da zu Beginn des 19. Jahrhunderts aufkommende neuen Industrien entzogen der Seiden-Industrie mehr und mehr die allgemeine Aufmerksamkeit. Dazu kam, daß manches Unwetter, besonders lange kalte Winter den Baumpflanzungen in manchen Gegenden verderblich wurden. So sagte sich der preußische Staat schon im Jahre 1809 wieder völlig vom Seidenbau los, nachdem er 10 000 Taler darauf verwendet hatte. Nur heimlich wurde er hier von einigen Züchtern noch betrieben. Noch einmal, etwa 20 Jahre später, erhielten diese Bestrebungen durch die Krinolinen- und Bischofsmeiermode einen neuen Anstoß. Damals, zu Anfang der 50er Jahre, entstanden in allen Provinzen noch einmal Seidenbauvereine, in Nienburg an der Weser wurde sogar noch in den 60er Jahren eine Aktiengesellschaft gegründet, die 200 Morgen und 20 Taler aufgab, doch alles das nützte nichts und konnte den gänzlichen Verfall nicht mehr verhüten. Es war eine auffällige, weil bereits durchaus vereinzelte Erscheinung, daß am 27. Juli 1864 der Seidenraupenzüchter G. A. Töpfer in Stettin noch 720 Metzen Kokons auf den Markt brachte. Es erregte Aufsehen, als am 16. Oktober 1869 der Gewerbeverein zu Neustadt a. R. der damaligen Kronprinzessin Marie von Hannover 22 Ellen 27 Zoll breiten „Großgrün" mit Allasstreifen in den Landesfarben, gelb und weiß, gewebt aus hannoverscher Seide, überreichte; der Schullehrer Deisterberg in Hope hatte sie mühsam von den Kokons abgehaspelt. Im Jahre 1892 wurden, als letztes, die mit Staatshilfe gegründeten preußischen Seiden-Haspelanstalten geschlossen; seitdem hat man nichts mehr von derartigen Bestrebungen gehört. Es wird daher interessant sein, zu verfolgen, was die jetzigen Bemühungen, die Seidengewinnung auf deutschem Boden nochmals zu beleben, für einen Verlauf nehmen.

Aus der Welt der Frau.

Zwischen Neue und Tat wie kurz der Pfad! Aber kein längerer Weg auf Erden, als zwischen Neue und Besserwerden. Frieda Schanz.

Leben ist ein stetig Streiten, Ist ein ewiges Geschehn. Stille stehn, heißt rückwärts schreiten, Rückwärts schreiten, unter gehn. Emil Rodenberg.

Die Ueberschätzung der Milchnahrung für Kinder.

Angesichts der durch den Krieg notwendig gewordenen Einschränkung des Milchverkaufs ist vielfach die Befürchtung aufgetaucht, daß diese Verminderung der Milchnahrung besonders für Kinder von schädlicher Wirkung sein könnte. Daß solche Bedenken jedoch durchaus nicht begründet sind, geht aus den Meinungsäußerungen der modernen Kinderärzte hervor, auf die in der Umschau aufmerksam gemacht wird. Der Leiter der Universitäts-Kinderklinik in Zürich, Prof. Feer, versichert, daß er den auf künstliche Ernährung angewiesenen gesunden Säuglingen schon seit Jahren nicht mehr als 600 g Milch im Tage verabfolgt. Und auch diese verhältnismäßig geringe Menge wird zu Beginn des zweiten Lebensjahres um 200 g vermindert, um am Ende des zweiten Jahres wieder um 100 oder 200 g. Anstelle der tierischen Milchnahrung treten Gemüse und Obst, und es setzt sich, daß dieses Verfahren äußerst vorteilhaft ist. Auch Mehl wird nach dem zweiten Monat häufig statt Milch verabreicht. Im Alter von 6 Monaten erhält das Kind, nach Prof. Feer, Grieß in Fleischbrühe, sowie kleine Mengen grüner Gemüse in Breiform. Auch frische Obstsäfte und Apfelbrei, noch besser roh geschabte Aepfel, erweisen sich als vorzüglicher Milchersatz. Ernste Bedenken gegen das Verabreichen mit kleinen Milchmengen sind nicht vorhanden; bei Kindern, die das erste Jahr überschritten haben, führte diese Ernährungsweise, wenn die Verabreichung von Obst, Gemüsen und Mehlspeisen gesteigert wird, sogar mit zu einer merkbaren und anhaltenden Besserung des Allgemeinbefindens und zu vortrefflicher Entwicklung des Körpers. Für die starke Milchverminderung bei Kindern im zweiten Lebensjahre sprechen auch Erwägungen allgemein biologischer Natur. Tatsächlich pflegen die Kinder der wilden Völker nach der Stillperiode meist überhaupt keine Milch mehr zu genießen, und dabei sind sie in vieler Beziehung oft gesünder und widerstandsfähiger als die Kinder der zivilisierten Völker. Manche Kinderleiden — wie die unter dem Namen „englische Krankheit" bekannte Rachitis — verdanken zum Teil sogar dies auf übermäßiger Milchernährung.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191603268/fragment/page=0002